Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

159 (11.7.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 157

Visual Library

Nr. 157. **Karlsruhe. Sonntag, den 11. Juli** **1897.**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Arbeitskraft. (11)

Roman von Doris Freiin v. Spättgen.

(Nachdruck verboten.)

Ruth, als „Sonne des Glückes", welche niemals untergehen sollte am Himmel der jungen Ehe, hatte im goldschimmernden Gewande, die hellglänzende Strahlenkrone über der jugendlichen Stirn, wirklich bezaubernd ausgeschaut und Alt und Jung entzückt. Die Gedichte von Emmi und Adda hingegen, als Myrthe und Orangenblüthe, waren so voll Sinnigkeit und Poesie, daß, nachdem sie geendet, kein Auge im Saale trocken geblieben war.

„Nicht wahr, Fred, es betrübt Dich, daß Deine Mutter durch Unwohlsein gehindert ist, hier unter uns zu sein?" fragte die liebliche Braut, indem sie die drückend werdende Stille mit dieser Frage unterbrach.

„Natürlich! Es macht stets einen höchst peinlichen Eindruck auf die Gäste, wenn dergleichen störende Zwischenfälle eintreten," gab Wenkhard, seinen langen, blonden Schnurrbart drehend, halb ungeduldig zur Erwiderung. „Die Leute bilden sich meistens ein, hinter den unschuldigsten Eventualitäten etwas Besonderes wittern zu müssen. Zumal da auch Gerta den ganzen Abend wie ein Geist umherwandelte."

„Ach, Fred, der Aermsten mag das Herz recht schwer gewesen sein unter all den fröhlichen Gesichtern. Deine Schwester ist eine so ernste Natur und fühlt doppelt tief," gab Lorle begütigend zurück.

„Pah, es giebt Zeiten und Stunden, wo man die Gefühle seines Innern bemeistern, wo man der Menge ein heiteres, wenigstens ein indifferentes Gesicht zeigen muß", klang es auffallend herb aus Wenkhard's Munde.

„Bitte, Fred, sei nicht ungerecht gegen Gerta! Ich liebe sie sehr. In meinen Augen ist sie ein Wesen von großer Vollkommenheit", schmeichelte die junge Braut.

„Weil sie Dir imponiert, Kind; Dein weiches, anschmiegendes Gemüt findet sozusagen an meiner Schwester einen festen Stützpunkt für die neuen Verhältnisse, in welche Du mit dem morgigen Tage eintreten sollst", erwiderte der Verlobte milder und strich einigemale über des holden Mädchens blondes Haar. Dann fügte er wieder im früheren bitteren und überlegenen Tone hinzu:

„Aber höre, Lorle, ich wünsche es mir durchaus nicht, daß Gerta den helfenden Engel, die segenspendende Fee in unserem Hause spielt. Es liegt nun einmal in ihrem Charakter, wo immer es sei, das Regiment an sich zu reißen. Ihre Bienen-Natur lechzt stets nach Arbeit, nach rastlosem Schaffen und räumt alles unbarmherzig aus dem Wege, was ihren engbegrenzten Anschauungen widerspricht. Wir brauchen keinen Rat und keine Hilfe, nicht wahr, Kleine?"

Jetzt beugte Friedrich sich ein wenig zu seiner Braut herab, aber in seltsamer Starrheit waren die blauen Mädchenaugen auf einen einzigen Punkt gerichtet und plötzlich faßte Lorle wie hilfesuchend nach des Bräutigams starker Hand, wobei sie angstvoll rief:

„Fred — sieh, sieh — dort drüben auf dem Wege am Föhrengebüsch die schwarze Gestalt im langen Mantel und breitrandigen Hute — es ist . . ." (sie stockte zitternd).

„Was denn, Lorle — wo? Ach dort. Nun, das ist ein ganz harmloser Mensch, der dort promeniert! Vielleicht einer der Gäste, der den vom Sekt erhitzten Kopf etwas zu kühlen wünscht", spöttelte Wenkhard mit kurzem Lachen.

„Nein, Fred, siehst Du nicht, wie er im Schatten der Bäume dahinschleicht? Das ist kein lebendes Geschöpf", stammelte atemlos die Braut.

„Kind, fieberst Du?"

„Das ist kein Mensch", wiederholte Lorle leise, wobei ein heftiges Beben die schlanken Glieder befiel, „sondern der schwarze Horst, der unheimliche Spukgeist unseres Hauses, der sich stets nur zeigt, wenn Unheil droht. O Fred, ich wußte — ahnte, daß so etwas kommen würde! Dein blasses, verstörtes Gesicht, — Dein . . ."

„Lorle — mein Gott, was ist Dir?"

Der blonde Kopf sank tief auf des Verlobten Arm herab. Die Braut war ohnmächtig geworden.

— — — — — — — — — — — — —

„Bist Du nun so weit gekräftigt, Lorle, um mit mir hinüber in den Saal zu gehen? Friedels und auch der Gäste wegen mußt Du Dich ein wenig zusammennehmen. Von Letzteren hat Gottlob noch niemand Dein Verschwinden bemerkt."

In Fräulein Dietz' Zimmer auf dem Sopha saß die junge Braut, eine kalte Kompresse auf der Stirn, und hatte Gertruds Hand gefaßt, welche vor ihr stand.

Die Gouvernante, eine kleine, rundliche Person mit etwas schwärmerischem Augenaufschlage, hielt sich im Hintergrunde auf.

„Ja, Gerta, wenn Du das für richtig findest, ich folge Dir gern. Ach, die arge Hitze im Saal und das viele Reden hatte meine arme Nerven so in Aufruhr gebracht, daß ich Gespenster zu sehen vermeinte. Seit meiner Krankheit kann ich noch gar nichts vertragen. Wie gut Du bist, Gerta! Ich danke Dir für Deinen mir geleisteten Beistand", entgegnete Lorle mit ihrem sanften, weichen Organ und schaute liebevoll und beruhigt zu der zukünftigen Schwägerin empor. O, wie diese sie doch an ihren Fred erinnerte!

„Sie haben auch jetzt schon wieder Farbe, Komtesse. Bitte, nehmen Sie dieses Flacon mit Lavendel salt", sagte näher tretend Fräulein Dietz. „Das thut immer erstaunlich gut und erweckt die erschlafften Lebensgeister. Meine Schwester hat mir das Fläschchen aus England mitgebracht.

Die Leidende griff lächelnd danach:

„Sie haben immer ein Mittel bei der Hand, gutes Dietzchen, danke!"

Im selben Moment klopfte es und Tassilo steckte den Kopf zur Thüre herein.

„Mein Himmel, alle Leute sind krank, wie ich höre. Das ist ja ein miserables Fest!" rief er scheinbar unbefangen, aber seine Stimme verriet einen belegten Klang.

„Bitte, treten Sie nur näher, Herr Graf. Unsere Kranke ist wieder all right", erwiderte die Erzieherin und verbeugte sich leicht.

Beim Eintritt des jungen Mannes hatten Gertruds Züge sich um mehrere Schattierungen dunkler gefärbt und in den großen Augen stritten Verlegenheit und Trotz.

„Nun, Kleine, mache keine Dummheiten und verschone Deinen Mann in Zukunft mit „Nerven". Meiner Ansicht nach giebt es kein größeres Kreuz auf Erden als eine hysterische Frau", sagte Tassilo, und beugte sich liebevoll, indes forschend über die Schwester herab. Dann schaute er empor und begegnete Gertruds ernstem, charaktervollen Gesicht.

Unwillkürlich zuckte ein feines Lächeln um des jungen Mannes Mund. Nein, dieses Mädchen gehörte entschieden nicht zu all jenen nervösen, schwachherzigen Geschöpfen, die im Glück verwöhnt und weichlich werden, und im Unglück so rasch den Kopf verlieren.

Er kannte Gertrud bereits seit lange, seit jener Zeit, als die Wenkhard'schen Kinder noch zu gelegentlichen Geburtstags-Chokoladen zur alten Stiftsdame, Fräulein von Roth, seiner Pate, geladen worden waren. Ihm, dem um vier oder fünf Jahre älteren Knaben, hatte damals schon die Besonnenheit und Ruhe des hübschen blonden Kindes imponiert.

„Ich habe heute noch keine Gelegenheit gefunden, Ihnen persönlich meinen Dank auszusprechen für die teilnehmenden Worte, welche Sie der Mutter nach Papas Tode schrieben, Graf Brandenfels", sagte das junge Mädchen, indem die vollen Lippen dabei ein wenig zitterten. „Es war sehr gütig von Ihnen, unserer zu gedenken!"

„O, wenn ich nicht gerade vor dem Examen gestanden hätte, wäre ich am liebsten selbst zur Beisetzung hergekommen, erwiderte der Angeredete rasch mit freimütigem Blicke. „Ich habe dem Verstorbenen stets die allerhöchste Achtung gezollt; es war ein Mann, von dem man nur Gutes lernen konnte. Um so mehr begreife ich, daß die Lücke, welche sein Hinscheiden gerissen, sich niemals schließen wird."

Gertrud neigte schmerzlich zustimmend das Haupt, während Tassilo, welcher ein längeres Gespräch mit ihr anzuregen schien, lebhaft fortfuhr:

„Man erzählte mir, Sie seien des Vaters rechte Hand gewesen, Fräulein Wenkhard. Ist dem wirklich so?"

Die Gefragte lächelte matt.

„Wie schön und beglückend muß dieses Gefühl nur sein! Wie steht es dagegen jetzt? Entbehren und vermissen Sie nicht die frühere Thätigkeit? Die Einförmigkeit des Landlebens bietet meines Erachtens für Sie so wenig Reiz."

„Es ist drinnen in der Villa wie draußen in Turnau gleich traurig für mich, seit die nimmer rastende Hand des Vaters nicht mehr waltet", gab sie leise, daß nur Tassilo es hören sollte, zur Antwort. Lorle war, auf Fräulein Dietz' Arm gestützt, dem Ausgange zugeschritten. Die Uebrigen folgten ihnen.

„Ja, es ist was großes um die Arbeit," sagte der junge Mann zu der Begleiterin gewendet, wobei sein kluges Auge blitzte. „Früher, als ich noch jünger war, dachte ich vielleicht mit mehr oder weniger Geringschätzung davon. Doch gerade während der letzten Monate ist es mir klar geworden, daß die höchste seelische Befriedigung im Schaffen, im Bewußtsein liegt, aus eigener Kraft sei es Lebensstellung oder Existenz, errungen zu haben."

Seltsam forschend ruhten Gertruds Augen an des jungen Mannes Zügen. Kam es ihr doch so sonderbar vor, daß Worte, welche ihr wie aus der eigenen Seele kamen, den Lippen eines Brandenfels entflossen!

Beim Eintritt in eines der Gesellschaftszimmer kam Friedrich Wenkhard ihnen bereits ungeduldig entgegen; er faßte in etwas ostentativ herzlicher Weise den Arm seiner Braut und fragte nach ihrem Ergehen.

Gertrud und Tassilo ließen sich auf zwei Tabourets nieder und waren, in Anknüpfung an das vorherige Thema bald in ein eifriges Gespräch vertieft.

Von dem ganzen Zwischenfalle schien Ria jedoch nicht das Mindeste gemerkt zu haben. In ihrer bevorzugten Stellung als älteste Tochter des Hauses war sie derartig von den Gästen in Anspruch genommen, daß sie kaum noch Gelegenheit gefunden, mit dem Brautpaare zu sprechen.

Vetter Jobst hatte sich der schönen Cousine mehreremale genähert und es blieb auch nicht schwer erkennbar, daß ihre Augen die stattliche Männergestalt mit der Ordensreihe über der Brust öfters heimlich suchten.

Wie viel hätte Ria darum gegeben, die Gedanken, welche sich heute hinter der breiten Stirn verbargen, zu erraten!

Während der Aufführungen hatte er mit untergeschlagenen Armen und etwas blasierter Miene in einer Ecke des Saales gestanden.

Was sollten die poetischen Ergüsse der jugendlichen Haustöchter den verwöhnten Mann auch weiter interessieren?

Und dennoch, wenn Ria nur den Vetter hätte beobachten können, würde sie vielleicht ihre Ansichten über ihn geändert haben!

Im matterhellten Boudoir der Gräfin Brandenfels stand er jetzt dicht neben Ruth und lauschte sichtlich gespannt, als ob keine Silbe ihm verloren gehen sollte, dem Geplauder.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Opfer des Rades.

(N. Fr. Pr.)

Nach jedem Siege werden die Toten und Verwundeten gezählt. Seit einigen Jahren fliegt das Fahrrad im Triumphe durch die ganze Welt, aber die Bahn entlang, rechts und links von dem blitzblanken, pfeilschnell dahinschießenden Gefährt liegen schon die rühmlich Gefallenen hochgeschichtet, in erschreckender Menge. Ein neuer Industriezweig ist aufgeblüht, großartig in seiner Kraft und Fruchtbarkeit, aber die Kosten seines Wachstums tragen andere Industriezweige, seine Vorgänger und seine Verwandten. Von den ewig praktischen Engländern ist die Verlustliste dieser flott gewonnenen Schlacht unlängst in Ziffern und Zahlen festgestellt worden. Man höre etliche davon. Durch die erstaunliche Verbreitung des Fahrrades verlieren die Sattler jährlich ungefähr 25 Mill. Gulden von ihrem Umsatz, die Wagenfabrikanten 40 Millionen, die Pferde- und Fouragehändler 50 Millionen, diejenigen Geschäfte, welche Bedarfsgegenstände für Pferd und Wagen liefern, beinahe 120 Millionen. Man glaubt, neue Quellen der Wohlfahrt seien erschlossen worden, und da gewahrt man, daß sich der Vorrat des befruchtenden Elementes nur anders verteilt, die neue Quelle von der alten gespeist wird. Wenn es hier überreichlich sprudelt, beginnt es dort spärlicher zu fließen. Das Weltgesetz von der Erhaltung der Energie gilt auch im alltäglichen Geschäft, in jeglichem Handel und Wandel, auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit.

Die Verlustliste führt Industriezweige an, von denen man nur schwer begreifen kann, daß der Radsport in irgend einer Richtung zu ihrem Vorteil oder Nachteil auf sie einwirkt. Der jährliche Umsatz von Klavieren zum Beispiel soll durch das Fahrrad um eine ganz nette Ziffer zurückgegangen sein, um nicht weniger als 3 Millionen Pfund Sterling. Die sog. Klavierpest scheint also im Erlöschen zu sein. Jahraus, jahrein werden um 40 Millionen Gulden weniger Klaviere gekauft, seitdem die Menschen lieber ein anderes Pedal treten, als dasjenige eines Pianoforte. Solche Zahlen geben wirklich mancherlei zu denken. Leider fehlen die Theater auf der Liste, vielleicht weil die Verlustziffer schwer zu ermitteln war. Denn es steht ganz außer Frage, daß auch der Theaterbesuch durch das allmächtige Fahrrad herabgedrückt wurde. Es ist der zweite große Feind, der unseren Schaubühnen ersteht. Früher hatten sie sich vor der Eisenbahn zu fürchten, die ihnen das sommerliche Geschäft ganz und gar zerstört hat. Seitdem man so leicht und so rasch ins Freie gelangen kann, geht man schon im Mai nicht mehr ins Theater. Auch die Stammgäste erscheinen dann bloß, wenn sie zu einem ganz besonderen Schmaus geladen werden. Wie jammerte der alte Laube, der Wienerwald vernichte das Wiener Theaterleben, die Konkurrenz mit dem Kahlenberg sei nicht auszuhalten! Nun hat sich das Rad mit der Bahn gegen die dramatische Kunst verschworen. An ihren offenen Pforten, an ihren bunten, lockenden Zetteln saust man vorüber in die grüne Weite hinaus, dem erquickenden Schauspiel der Natur entgegen, und am stillen Schalter der Theaterkasse sitzt ein vereinsamter Mann und zählt trübselig die spärlichen Groschen.

Das Theater nicht allein, das ganze Schaugewerbe wird von demselben Feinde bedroht. Am nämlichen Tage, da wir von den vielen Millionen lesen, welche den alten Industrien verloren gehen und von der neuen aufgefangen werden, kommt aus Hamburg die Nachricht von der Auflösung des Cirkus Renz. Schlechter Geschäftsgang wird als Grund angegeben. Früher bangte dem Theater vor dem Cirkus — jetzt besuchen die Leute weder das eine noch den andern. Alles besteigt das Rad und fliegt vorüber. Der neue Sport scheint nämlich, gleich so vielen anderen Sports, auch

ein bedeutendes Associations-Vermögen zu besitzen. Er wird scharenweise ausgeübt, er bildet Gesellschaften und Vereine, die ihre eigenen Vergnügungsabende veranstalten. Die Welt ist heute mit Radfahrer-Klubs übersät, und in diesen Klubs unterhält man sich so gut als im Theater, noch besser als im Cirkus. Der drolligste Clown bleibt ohnmächtig, der dümmste August kann nichts dagegen ausrichten. Renz scheint längere Zeit gekämpft zu haben; mit seiner Kunst, seinem Gelde, seiner Freude an lärmendem Prunke, seiner Spürnase für lustigen Blödsinn sucht er das Verhängnis aufzuhalten. Doch was vermochte er mit seinen edelsten Vierfüßlern gegen das Zweirad! Schließlich warf auch er die Flinte ins Korn, um sich hinter den natürlichen Schutzwall seiner Geldsäcke, von denen ihm glücklicherweise noch eine hübsche Anzahl verbleibt, entsagungsvoll zurückzuziehen. Auch er fällt als ein Opfer des Rades.

Als wir die traurige Kunde lasen, hätten wir gerne dem Manne, der aus der Welt, wo man sich amüsiert oder amüsieren sollte, so unversehens sich davonschleicht, einen fachmännischen, seiner würdigen Nachruf geschrieben. Leider hindert uns daran eine bedauerliche Bildungslücke. Aber daß mit dem abtretenden Renz, der schon der zweite seines Namens war, ein gewisses Etwas, ob noch so klein und unbedeutend, aus dem Gefüge der modernen Gesellschaft verschwindet, das empfinden wir ebensowohl, wenn nicht ebenso schmerzlich, als der nächste beste Husaren-Lieutenant. Ein Nagel ist rostig geworden, ein Schräubchen hat sich gelockert, ein dünner Draht wurde entzwei geschnitten — irgend was fehlt in unserer alltäglichen Kleinwelt, seitdem es keinen Renz mehr giebt, vielleicht nur der Splitter eines Spans, vielleicht nur ein Staubkorn. Seit einem halben Jahrhundert war der Name der berühmten Kunstreiterfamilie ein gar starkes Reizmittel der Schaulust für kleine und für große Kinder. Wer rechnete sich nicht gerne zu den großen! Wer überließe sich nicht hin und wieder mit vollem Behagen jener Cirkusfreude, die so geringe Ansprüche an die Gehirnthätigkeit stellt, dem Anblick jenes Cirkusschauspieles, bei dem man eben nur zu schauen und gar nichts zu denken braucht! Jeder edlere Kunstgenuß erfordert eine Anspannung unserer besten Geisteskräfte, und je tiefer man ihn auskostet, um so ermüdender wirkt er auf die Nerven. Der Kopf arbeitet im Theater, im Konzertsaal, im Museum, draußen sogar in der grünen, sonnigen Natur. Bloß im Cirkus findet er ungestörten Feierabend. Unter diesen wohldressierten Vierfüßlern braucht er nicht mitzuthun, bei diesen Luftgymnastikern, Bravourturnern, Schlangenmenschen, Kautschukdamen, ikarischen Künstlern und sonstigen Barrisons kann er in seliger Gedankenlosigkeit sich ausruhen, wenn anders er der Ruhe bedarf. Jeden Abend im Cirkus, das vermag wohl nur der Idiot zu leisten. Doch man begreift auch nicht den stolzen Mann, welcher dergleichen als unter seiner Würde stehend erachtet. Goethe hätte diesen vornehm ablehnenden Gestus nie gefunden, der junge Goethe gewiß nicht. Es ist ganz gut und namentlich sehr erheiternd, sich hin und wieder über den Fortschritt der menschlichen Gliederfertigkeit belehren zu lassen und es mitanzusehen, wie viel Erstaunliches ein Zeitgenosse nur in seiner Eigenschaft als gelenkes, wunderbar gebautes Lebewesen auszuführen im stande ist. Der Cirkus hat auch seine Reize, und seit Jahrzehnten schon sagen es Dichter der verschiedensten Zungen, er habe auch seine eigene Poesie.

Unleidlich wird er erst, wenn er aufhört, Cirkus zu sein, und in's Dramatische hinüberschielt. Die Ballette im Cirkus, die pantomimischen Cirkusdarstellungen mit ihrem Jahrmarktsgepränge sind uns von jeher unbeschreiblich einfältig vorgekommen. So wie diese Kunst in das sogenannte Höhere sich versteigen will, rutscht sie hinab in den grundlosen Unsinn. Sobald sie zu denken geben will, wird sie dumm. Das ist das Einzige, was wir dem alten Renz vorzuwerfen hätten: daß er diese albernen Schaustellungen, bei welchen die Rollen zwischen Pferden und Menschen verteilt wurden, mit Vorliebe gepflegt und das liebe Publikum daran gewöhnt hat. Man wußte nicht mehr: saß man im Cirkus oder im Theater? Es war dramatische Kunst zu Pferd, die geradewegs und zwar wörtlich zu nehmen, aus dem Stalle kam. Der Alte war übrigens besonders stolz auf diese Thaten. Er ließ Anekdoten, Geschichten, Märchen, sogar alte Theaterstücke für den Cirkus bearbeiten, dramatisierte wohl auch eigenhändig für seine Stallzwecke, und wäre er länger am Leben geblieben, so hätte er nach und nach die gesamte deutsche Litteratur beritten gemacht, den Egmont an die Longe genommen, den Faust für Kunstritt dressiert, den Hamlet ins Hippologische übersetzt. Hoch zu Roß stürmte er ins Lächerliche hinein.

(Schluß folgt.)

In abessinischen Diensten.

Der Schweizer Alfred Ilg nimmt gegenwärtig bei dem von Europäern umworbenen König Menelik von Abessinien eine so hervorragende Stellung ein und ist für die Kulturentwickelung des Landes von so hoher Bedeutung, daß es wohl am Platze ist, hier einige Worte über ihn mitzuteilen, die wir dem „Globus" entnehmen. Seit langer Zeit schon haben europäische Abenteurer und Techniker sich bei den Herrschern Abessiniens unentbehrlich zu machen gewußt und sind zu den höchsten Ehrenstellen emporgestiegen; das war schon im 16. Jahrhundert der Fall, als die Portugiesen die Gewalt an sich gerissen hatten und der Katholizismus eine Zeit lang herrschende Religion war. Auch in unserem Jahrhundert schwärmte es von Europäern an den verschiedenen Höfen des dreigeteilten Landes (Tigré, Amhara und Schoa). Wilhelm Schimper aus Mannheim, ein verdienter Botaniker, stieg bei Ubié, dem Könige von Tigré, bis zum Statthalter einer Provinz empor, wurde dessen Baumeister und rechte Hand und ist im Lande gestorben, das er 1835 zuerst betreten hatte. Der Franzose Rochet aus Héricourt war ungefähr gleichzeitig beim König von Schoa in ähnlicher Stellung. Dieser, Sahela Selassie, war ein Vorfahre des jetzigen Königs Menelik. Rochet machte Seife, Zucker und Pulver. Seine mächtige, ministergleiche Stellung brauchte er zur Vertreibung der deutschen Missionare und zur Befestigung des französischen Einflusses in Schoa. Noch einflußreicher als diese Genannten und manche Andere wirkt gegenwärtig der 1852 zu Frauenfeld geborene Schweizer Alfred Ilg, dessen Lebensbild sein Landsmann Prof. C. Keller in der Zeitschrift „Die Schweiz" veröffentlicht hat. Danach gelangte Ilg, welcher von Fach Maschineningenieur ist, im Jahre 1878 nach Abessinien, wo er von Menelik freundlich empfangen wurde und sich zunächst in der Landessprache, dem Amharischen, ausbildete, das er fertig spricht und schreibt. Er wurde für mehrere Jahre vom Könige angeworben, 1882 auch nach Europa gesendet, um Maschinen und Werkzeuge einzukaufen, er begleitete den Herrscher auf verschiedenen Kriegszügen und erwarb eine genaue Kenntnis des Landes, das er, während seines letzten Aufenthaltes in der Schweiz, in verschiedenen Vorträgen schilderte. Ilg ist eifrig an der Kulturentwickelung des reichen Landes thätig; er baute Brücken und stellte Maschinen auf. Als der Italiener Cecchi im Süden Schoas von der Fürstin Ghera gefangen gehalten wurde, war es Ilg, der ihn befreite; im höheren Maße aber trat er bei den italienisch-abessinischen Streitigkeiten handelnd auf; er wurde der erste Ratgeber des äthiopischen Fürsten. Mehr als tausend Italiener befanden sich in der abessinischen Gefangenschaft; daß diese menschlich behandelt und schließlich befreit wurden, ist in erster Linie Ilg zu verdanken, den die italienische Regierung um seine Vermittelung gebeten hatte. Ilg steht auf dem Höhepunkt seiner Thätigkeit, die ganz Kulturaufgaben gewidmet ist. Er arbeitet jetzt an einer Telegraphenlinie von Schoa nach der Küste und hat die alleinige Erlaubnis zum Bau einer Eisenbahn nach Abessinien erhalten, das demnächst in den Weltpostverein eintreten soll. Der Einfluß Ilgs im Rate des mißtrauischen, aber begabten Herrschers ist gegenwärtig noch im Wachsen.

Verschiedenes.

Ein interessanter Prozeß ist, wie der „Deutsch. Ztg." geschrieben wird, in diesen Tagen in letzter Instanz vom Reichsgericht entschieden worden. Der Hamburger Kaufmann W. Osten machte seinerzeit öffentlich bekannt, daß er auf grund seiner Adoption durch den Grafen v. Bülow in Mecklenburg sich in Zukunft „v. Bülow" nennen werde. Infolge einer von dem Staatsminister v. Bülow bei den Hamburger Gerichten angestrengten Klage wurde Osten verboten, sich fernerhin v. Bülow zu nennen, da die Adoption nicht vollgiltig sei. Osten rief nun das Reichsgericht an. Zunächst erkennt dieses an, daß Osten sich „Bülow" nennen könne, weil das vorinstanzliche Urteil solches nicht verboten habe. Die Beilegung des Adelsprädikats „von" sei ihm untersagt. Das Reichsgericht legte seinem Urteil folgende Erwägungen zu grunde: „Die Adoption kann dem Adoptierten den Adel nicht verschaffen, denn die Vor- und Ehrenrechte, welche mit dem Adel verbunden waren und jetzt noch sind, unterliegen nicht der Privatverfügung, sondern haben einen öffentlich rechtlichen Charakter. Sie können nicht übertragen oder abgetreten werden. Die an Kindesstatt angenommenen Kinder bürgerlichen Standes sind keine adelsgeborenen und also auch nicht berechtigt, das „von" vor ihren Namen zu setzen. Sind sie gleich „in familia", das heißt zur Familie gehörig, so sind sie doch nicht „de familia", das heißt aus der Familie stammend. Die Adoption eines Bürgerlichen durch einen Adeligen gewährt an sich nicht den Adel, weil seine Verleihung in den meisten Fällen ein Reservatrecht der Krone ist, und die Adoption eine im modernen Rechte weniger Familien- als Erbrechte begründende Einrichtung ist. Es bedarf in diesem Falle also der besonderen landesherrlichen Verleihung des Adels."

Anna Schramm. Ueber die Anfänge ihrer Künstlerlaufbahn plaudert die jetzige „komische Alte" des K. Schauspielhauses in der „Zeitschrift der D. Bühnengenossenschaft" wie folgt: „Besagte Anna Schramm trat 1852 in Köln am Stadttheater erst ins Leben und wurde mit 20 Thalern monatlich für Chor und kleine Rollen daselbst engagiert. Der Hundejunge in „Die Karlsschüler", der Page in „Don Carlos" waren das Einzige, das man mir zutraute, denn als ich den Jungfernkranz singen sollte und auf der Probe stecken blieb, sagte der Direktor Spielberger zu mir: „Na, wenn Se des nicht mal können!" Ein glücklicher Zufall ließ Ende der Saison in Köln doch noch das Talent entdecken. Fräulein Sophie Härting, spätere Gattin des

Direktors Lebrun, war nach Frankfurt a. M. durchgegangen und die Vorstellung von „Prinz Lieschen“, das damals volle Häuser machte, in Frage gestellt. Welche Hindernisse gäbe es aber für einen in Verlegenheit dasitzenden Theaterdirektor? Und so kam Direktor Spielberger in seiner größten Not auf den Gedanken, mich zu fragen: „Getrauen Sie sich bis morgen „Prinz Lieschen“ zu lernen? Sie haben ja oft genug als stumme Hofdame mitgemacht, zudem ist Karneval, da nimmt man's nicht so genau.“ Was getraut sich aber eine Anfängerin um einer schönen Rolle willen nicht?“ „Ja!“ rief ich freudig! „Laßt mich den Löwen auch spielen!“ Drei Prinzen Lieschen hätte ich über Nacht gelernt, bei meinem fabelhaften Gedächtnis, das mir Gottlob auch im Alter treu geblieben! — Und es ging! Woltersdorff sah und engagierte mich für Königsberg mit 40 Thalern Gage. 40 Thaler!! Eine nicht auszudenkende Summe damals für mich! So ging's weiter: 1859 Thalia-Theater, 1861 Wallner! Es ist schmerzlich, über Zeiten der Anfängerschaft, die bis 1852 zurückreichen, den Schleier „lüften“ zu müssen, aber thu' ich's nicht, brummte man mir schließlich noch mehr Jahre auf, als bereits hat Ihre Sie hochschätzende Anna Schramm.“

Kampf mit einem Bären. Aus Innsbruck wird geschrieben: Von dem in der Touristenwelt wohlbekannten Dolomitenhotel San Martino di Castrozza in den Pala-Dolomiten war an die Bezirkshauptmannschaft zu Primiero telegraphiert worden, daß oberhalb der Alpe Tognola di S. Vittore, die etwa zwei Stunden südöstlich von San Martino di Castrozza liegt, ein Bär sich zeige. Der Jäger Giuseppe Prospero machte sich mit einigen Gefährten auf die Jagd. Zwei Tage später kehrte die Gesellschaft mit der Beute zurück. Der kühne Jäger hatte aber mit dem Bären einen schweren Kampf zu bestehen gehabt. Wie gewöhnlich, hatte er die Gefährten in Gruppen zu zwei bis drei Mann verteilt; er, als alter, furchtloser Schütze, war auf seinem Posten allein geblieben. Der von den Hunden aufgescheuchte und verfolgte Bär rannte nun gerade auf ihn los. Ein Schuß krachte, er ging dem Tiere in den Kopf, tötete es aber nicht. Der Bär stürzte sich wütend auf den Jäger. Ein zweiter Schuß versagte, zum Laden war keine Zeit mehr — die Bestie hatte ihren Angreifer schon gepackt. Da während des Ringens gelang es dem Mann, sein Messer zu erfassen und dem Bären den Todesstich zu versetzen. Der kühne Jäger hat aus dem Kampfe ziemlich starke Verletzungen davongetragen.

Fußballspiel. Nach einem Urteil der Londoner medizinischen Akademie über das Fußballspiel existiert noch keine genau geführte Statistik über die durch die verschiedenen Arten des Sports verursachten Unfälle. Das eine ist aber bereits zur Evidenz klargestellt, daß das in England und Amerika so sehr beliebte Fußballspiel die meisten Opfer fordert. In den Jahren von 1891 bis 1893 sind nach einer Statistik der Londoner medizinischen Akademie in England allein 65 Tote durch Unfälle beim Fußballspiel gezählt worden. 178 Beinbrüche, 51 Armbrüche, 161 gebrochene Schlüsselbeine und 878 kleinere Unfälle waren eine weitere Folge des große Geschicklichkeit erfordernden schwierigen Sports. Es ist aber anzunehmen, daß, wenigstens was die leichteren Unfälle anbelangt, in den kleineren Klubs und geschlossenen Gesellschaften zum mindesten eine ebenso große Zahl von Verunglückungen vorkommt. Die Mediziner Englands fangen deshalb auch an, energisch gegen das Fußballspiel aufzutreten, und die medizinische Akademie sowohl wie verschiedene medizinische Zeitschriften bemühen sich, durch statistisches Material auf die Gefahren hinzuweisen, welche durch das weitverbreitete Fußballspiel dem Volke erwachsen. Unter den 34 Fußballspielern eines kleineren Klubs sind z. B. 54 Unfälle in einem Jahre zu verzeichnen gewesen, welche zusammen 277 Tage der Arbeitsunfähigkeit ergaben. Unter den 184 Reitern einer Londoner Reitschule verunglückten nur 17, welche 57 Krankheitstage zur Folge hatten, während durch Gymnastik nur 9 Unfälle vorkamen, durch welche 11 Tage der Arbeitsunfähigkeit verursacht wurden. Beim Fußballspiel ist die Zahl der verlorenen Tage mithin 8,01 Proz., beim Reiten 0,31 Proz., und bei Gymnastik 0,15 Proz. Die Gefahr zu verunglücken, ist demnach beim Fußballspiel 18 mal größer als beim Reiten und 20 mal größer als beim Turnen. Dazu bemerken wir, daß man in Deutschland jedenfalls vorsichtiger spielt. Von solchen massenhaften Verletzungen wie in England hört man in Deutschland nichts.

Humoristisches.

Heikel. (Zwei Radfahrer, von denen der eine noch Anfänger, fahren an einander vorbei.) A: „Nun, wie ich sehe, geht es ja schon ganz gut, lieber Freund!“ — „Nicht wahr! Ich hab in der kurzen Zeit schon ganz erstaunliche Fort — oh — oh — oh — — (fällt mit dem Velozipeds) — „Nun, weißt Du, lieber Freund, reden darf ich halt noch nichts.

Frauenlogik. Mann: „Heute bin ich dem Verschönerungsverein beigetreten!“ — Frau: „Ach, das ist hübsch! Jetzt wirst Du mich aber hoffentlich auch nicht mehr länger mit dem alten, unmodernen Hut herumlaufen lassen!“

Abgeblitzt. Lebemann (der von einer reichen Erbin einen Korb erhält): „Sie weisen meinen Antrag ab? Nun gut . . aber bedenken Sie, wenn ich jetzt zeitlebens unglücklich bin, so tragen Sie die Schuld!“ — Sie: „Hm, die trag' ich immerhin lieber, als Ihre — Schulden!“ (Fl. Bl.)

Hymnus auf Venedig.

In Versen, besser als den meinen,
Ist oft Venedigs Preis erklungen,
D'rum bring' ich meine Huldigungen
Als Erster heute nur dem Einen:
„Ob auch dein Markusplatz verfällt,
Ob auch dein Dogenhaus zerstiebt,
Ob auch dein Glockenturm zerschellt,
So seist du ewig doch geliebt:
Du bist die einz'ge Stadt der Welt,
In der es noch kein Zweirad giebt!“

Monty Jacobs.

Litterarisches.

— Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Gesamtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit sowie von Weltverkehr und Weltwirtschaft. Neunte, durchaus neugestaltete Auflage. Bearbeitet von Fachmännern ersten Ranges. Vollständig in 10 Bänden, geheftet je 8 M., in Halbfranz gebunden je 10 M. Auch in 160 Heften zu je 50 Pf., oder in 400 wöchentlich erscheinenden Lieferungen zu je 20 Pf. beziehbar. Leipzig, Otto Spamer. Das Erscheinen eines neuen Bandes dieses großartigen, einzig dastehenden Werkes bedeutet stets ein Ereignis auf dem Büchermarkte, besonders dann, wenn sein Inhalt eines so allgemeinen Interesses sicher ist, wie bei dem uns jetzt vollständig vorliegenden vierten. Derselbe umfaßt das weite Gebiet der Landwirtschaft und der landwirtschaftlichen Gewerbe und Industrien, also Acker- und Pflanzenbau, Viehzucht und Forstwirtschaft; ferner Müllerei, Bäckerei und Biskuitfabrikation, Zucker- und Stärkefabrikation, Brennerei und Brauerei, Wein- und Schaumweinbereitung, Kakao- und Chokoladefabrikation und endlich die Tabakindustrie. Die hervorragendsten Fachmänner haben sich vereinigt, um diese verschiedenen Zweige der Nahrungs- und Genußmittelindustrie zu einer Darstellung zu bringen, die durchaus auf der Höhe der modernen Wissenschaft und Technik stehend, anregend und für jedermann verständlich ist. So stammt der erste Hauptabschnitt, die Landwirtschaft mit ihren verschiedenen Nebenzweigen, aus der Feder des Herrn Professor Dr. Settegast, des Direktors des landwirtschaftlichen Instituts in Jena, einer Autorität auf seinem Gebiete, während die verschiedenen Abteilungen der landwirtschaftlichen Gewerbe und Industrien von Herren Prof. Dr. F. Ahrens in Breslau, Dr. H. W. Dahlen, Generalsekretär des deutschen Weinbauvereins in Wiesbaden und anderen bedeutenden Fachgelehrten mit Namen von bestem Klange bearbeitet sind. Um nur etwas aus der Fülle des Gebotenen hervorzuheben, verweisen wir auf Kapitel wie das der Handelsgewächse, darunter auch die fremdländischen Gewürz- und Genußpflanzen, dann das besonders interessante über die Verwertung der Viehprodukte; ferner über die Müllerei mit Anschluß der wohl noch nirgends zur Schilderung gelangten Reismüllerei und Oelfabrikation; weiter über das in der Neuzeit so vielfach fortgeschrittene Bäckereigewerbe mit den hochinteressanten Ausführungen über Großbetrieb und Feldbäckereien. In der Bierbrauerei, sowie Wein- und Schaumweinbereitung ist den neuesten Erfindungen und Erfahrungen Rechnung getragen; diese Kapitel, ebenso wie das über die Tabakindustrie, sind in so guter Darstellung, wie hier, besonders auch vom Gesichtspunkte der wirtschaftlichen Bedeutung aus, wohl noch nirgends geboten worden und müssen jeden Gebildeten interessieren. Der hervorragenden textlichen Behandlung des Bandes entspricht die illustrative Ausstattung, die in jeder Hinsicht unübertrefflich genannt werden muß. Schon beim bloßen Durchblättern des Bandes besticht die erstaunliche Reichhaltigkeit der Abbildungen, deren technische Vollendung nichts zu wünschen übrig läßt. Es sind aber auch durchaus wertvolle sachliche Abbildungen. Wenn Illustrationen den Zweck haben, das im Texte Gesagte lebendig zu veranschaulichen, so kann man wohl sagen, daß dieser Zweck nicht besser erfüllt werden kann, wie hier. Alles in allem genommen bietet der Band eine unübertroffene Gesamtleistung auf dem Gebiete populärwissenschaftlicher Litteratur und wird sicherlich dem großen Werke neue Freunde zuführen.

— Von der Allg. National-Bibliothek (C. Daberkow's Verlag in Wien VII./1), liegen wieder drei neue Hefte, sechs Nummern, vor. Die Nrn. 163/165 enthalten ungedruckte Briefe Robert Hamerling's und bilden einen hochinteressanten Beitrag zum Leben und Wirken des Dichters und Philosophen. — Die Nr. 166 bringt die glänzend geschriebene Novelle „Die Braut des Gelehrten“ von Ferdinand Kürnberger. — Die Nrn. 167/168 endlich setzen die begonnenen Werke Friedrich Hebbel's mit „Maria Magdalena“ fort. Preis 20 Pf. per Nummer.

Ergänzungsrätsel.

S . . . e Fluß in Frankreich.
Be . . . es bekannte indische Stadt.
Pa . . . Stadt in Italien.
Na . . . . . it Zeitbestimmung.
Mo . . Pflanze.
F . . . ango Nationaltanz.
. . . is Nahrungsmittel.

Statt der Punkte sind Buchstaben zu setzen, sodaß Wörter von der beigefügten Bedeutung entstehen. Die ergänzten Buchstaben ergeben im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.